

„Es ist noch nicht genug über diesen Krieg berichtet worden“: Konkurrierende Erzählungen über den LRA-Konflikt in Norduganda

LEONIE EVA BENKER, BERLIN

Abstract

Viel ist bereits über den sogenannten LRA-Konflikt geschrieben worden, der von Mitte der 1980er Jahre bis in die 2000er Jahre hinein vor allem in Norduganda wütete. Doch trotz der beeindruckenden Menge an Veröffentlichungen, zu der auch eine große Anzahl wissenschaftlicher Publikationen zählt, besteht auf lokaler Ebene bis heute bei vielen Nordugander*innen der Eindruck, es sei bisher „noch nicht genug über diesen Krieg berichtet worden“. In meiner Masterarbeit, die ich im vorliegenden Artikel in ihren Eckpunkten und grundlegenden Erkenntnissen vorstelle, habe ich dieses Missverhältnis zum Ausgangspunkt genommen, um lokale und mediale Erzählungen über die damaligen Ereignisse zu untersuchen und zu hinterfragen, inwieweit diese „kleinen“ Einzelnarrative in den „größeren“ öffentlichen Diskursen, die sie umgeben, hinreichend erfasst sind und angemessen dargestellt werden. Im Mittelpunkt der Arbeit steht eine kritische Auseinandersetzung mit der Art und Weise, wie unterschiedliche Sichtweisen auf den Konflikt in der wissenschaftlichen Literatur gemeinhin beschrieben werden: nämlich als zwei sich gegenüberstehende konfligierende Diskurse. Wie ich argumentiere, birgt diese Darstellung die Gefahr, die Komplexität der Geschehnisse und ihrer Auswirkungen eher zu verschleiern als zu offenbaren, und vereinfacht die vielfältigen Interpretationen des Konflikts, die damals und heute in Uganda eine Rolle spiel(t)en.

Einleitung

„Es ist noch nicht genug über diesen Krieg berichtet worden,“ erklärte mir einer meiner Interviewpartner, ein kultureller Repräsentant aus dem Distrikt Kitgum in Norduganda, während wir im Frühjahr 2018 bei einem kalten Getränk in der kühlen Abendbrise von Gulu Town, der größten Stadt im Norden Ugandas, saßen. Er fuhr fort: „Die Welt da draußen sollte von diesem Krieg wissen, sie sollte die dunkle Seite dieses

Krieges kennen.“¹ Diese Äußerungen stehen im direkten Gegensatz zu einer Einschätzung des Anthropologen Tim Allen, der 2019 in einer Buchrezension den Wert neuer Veröffentlichungen zu ebendiesem Krieg, der Norduganda von Mitte der 1980er Jahre für knappe 20 Jahre in Leid und Chaos stürzte und unter dem Namen LRA-Konflikt bekannt wurde, generell in Frage stellte. Angesichts der schiereren Menge an bereits verfügbarer Literatur sieht Allen nur wenig Chancen, dass weitere Veröffentlichungen etwas grundlegend Neues zur Debatte beitragen können (Allen 2019). Eine mögliche Erklärung für die gegenläufigen Sichtweisen dieser beiden Männer auf das damalige Geschehen, in das die nordugandische Rebellenorganisation Lord's Resistance Army (LRA) namensgebend involviert war, könnte darin begründet liegen, dass mein lokaler Gesprächspartner nicht vertraut ist mit einigen oder sogar vielen der wissenschaftlichen Bücher, Artikel und anderen Publikationen, die bisher über diesen Konflikt erschienen sind und von denen Allen selbst so manche (mit)verfasst hat (z. B. Allen 2006; Allen 1991; Allen/Vlassenroot 2010). Ich behaupte jedoch, dass diese Diskrepanz auch damit zusammenhängt, wie die damaligen Ereignisse in der akademischen Literatur gemeinhin dargestellt werden – nämlich in Form zweier gegensätzlicher Diskurse: dem „offiziellen Diskurs“ und dem „Gegendiskurs“.

Wirft man einen näheren Blick auf den (zugegebenermaßen sehr großen) Literaturkorpus zum LRA-Konflikt, so fällt auf, dass viele Wissenschaftler*innen Position gegen etwas beziehen, das Sverker Finnström in seiner 2008 erschienenen ethnographischen Studie *Living with Bad Surroundings* als den „offiziellen Diskurs“ bezeichnet hat.² Dieser offizielle Diskurs ist zu verstehen als die auf nationaler und internationaler Ebene vorherrschende Sichtweise auf den Konflikt zum Zeitpunkt seines Geschehens – eine spezifische Art und Weise, über den Konflikt zu sprechen, ihn darzustellen und zu verstehen, die, so Finnström, von einer Reihe einflussreicher Akteure definiert und

¹ Interview XII, 23. Januar 2018 (Original: „[...] not enough has yet been told about this war. The world outside there should know about this war, should know the dark side of this war“).

² Zu den Autor*innen, die sich auf Finnströms Begriff des „offiziellen Diskurses“ oder eine ähnliche Idee beziehen, zählen unter anderem: Atkinson 2010[1994]; Boås 2004; Branch 2011; Dolan 2009; Fisher 2014a, 2014b; Schomerus 2012.

Preservation, Recording & Participation: A comparison of national databases for the registration of private metal detector finds in North-Western Europe

LINDA MARIE BJERKETVEDT, EDINBURGH

Abstract

Metal detecting is a popular hobby that is growing both in popularity and scale. With the steady increase in the number of finds being recorded, several European countries have developed databases to handle the large amount of data. This paper explores how different countries in North-Western Europe have responded to the growth of private metal detecting through the creation of national databases. It seeks to contextualise some national databases currently in existence and reflect on the socio-political factors contributing to their similarities and differences. The compatibility of three databases – PAS (Portable Antiquities Scheme) in England and Wales, PAN (Portable Antiquities of the Netherlands) and DIME (Digitale Metaldektektorfund) in Denmark – is explored in detail, with a practical application of the data to better understand the composition of a particular artefact category. The results demonstrate how the structure of the databases plays a vital role in how differences between them are generated. Compatibility between the databases is one remaining issue that needs to be solved in order to better facilitate transnational studies. Nevertheless, the datasets clearly complement each other and hold great potential for understanding the past, the present, and the complex relationship between the two.

1. Introduction

Metal detecting is a popular hobby that allows the public to directly engage with the past. As a result of improved technology and cheaper detectors, the hobby is growing both in popularity and scale. The relationship between private metal detectorists and professional archaeologists, however, has often been heated, hostile and full of scepticism. This tension is reflected in the different policies and legislations adopted within Europe. Most countries maintain a conservative approach and continue to ban metal detecting, whereas others have adopted more liberal attitudes concerned with legalisation and cooperation. The contested and divided approaches towards private metal detection – including how to deal with the data produced – is therefore a growing issue in archaeology. With the steady increase in the number of finds being recorded, several Euro-

pean countries have developed databases to handle the large amount of data. Although the finds recovered by private metal detectorists and other members of the public present an “enormous and unique research potential” (Dobat 2013, 717), gaining a comprehensive picture of the datasets is a challenge. This is further complicated by the need to understand what impacts the data if we want to use it for research purposes.

This paper explores how different countries in North-Western Europe have responded to the growth of private metal detecting through the creation of national databases. It seeks to contextualise some national databases currently in existence, and reflect on the socio-political factors contributing to their similarities and differences. As part of a Master of Science thesis (Bjerketvedt 2020), the compatibility of three databases – PAS (Portable Antiquities Scheme) in England and Wales, PAN (Portable Antiquities of the Netherlands) and DIME (Digitale Metaldektektorfund) in Denmark – was explored through the practical application of extracted data in spatial and statistical analysis. Part of this work included looking at the composition of the Dutch, Danish and British datasets in relation to artefact categorisation, dating and materials, which in turn revealed the distinctive character of the individual databases. The paper begins with an introduction to the legislative background of private metal detecting in the above countries, followed by a summary of how private metal detectors are currently integrated into archaeological research. A detailed description of the structure of the databases is provided in section four. The practical application of the data, which included data collection and comparison, is expanded upon in section five. Metal axe heads were chosen as a study category to look at changes through time and space in more detail as this made it easier to understand what constitutes the datasets. The final discussion looks at the compatibility of PAS, PAN and DIME, including recommendations on how to improve the research for future reference.

2. Legislative background: the regulation of private metal detecting

Legislation is a perhaps the defining factor influencing the practice of private metal detecting. Across Europe, the legislation regarding private metal detecting varies

Auf den Spuren Humboldts: Prinz Maximilian zu Wied in Brasilien und Nordamerika¹

PETER BOLZ, STAHNSDORF

Auch wenn Amerika schon lange vor Kolumbus „entdeckt“ worden war, so lenkten erst die vom spanischen Königshaus finanzierten Reisen dieses Seefahrers den Blick der Europäer auf den neuen Kontinent, in dem sie vor allem ein Objekt der Ausbeutung von Reichtümern sahen. Die Reisen von James Cook in die Südsee hingegen waren bereits geprägt vom Zeitalter der Aufklärung, weshalb man wissenschaftlichen Aspekten größeren Raum einräumte. Gleichzeitig ging es dabei aber auch um die Vormachtstellung auf den Weltmeeren und die Möglichkeit der ökonomischen Ausbeutung der neu entdeckten Welten. Die in ganz Europa gelesenen Reiseberichte mit ihrem reichen und exotischen Bildmaterial veränderten in kürzester Zeit das Bild der Welt, genauer gesagt die Vorstellung der Europäer von außereuropäischen Kulturen, vor allem aber von den „paradiesischen“ Zuständen in der Südsee.² Solche Reisen verschlangen große Summen an Geld, das in der Regel vom jeweiligen Herrscherhaus aufgebracht wurde. Auch der Druck der Reiseberichte mit handkolorierten Kupferstichen oder Lithographien war eine kostspielige Angelegenheit.

Als Alexander von Humboldt sich 1799 zu seiner fünfjährigen Reise nach Süd- und Mittelamerika aufmachte, entwickelte er eine neue und ganz andere Art des wissenschaftlichen Reisens. Er hatte nach dem Tod seiner Mutter so viel Geld geerbt, dass er auf keinen Geldgeber angewiesen war und sich keinerlei Vorgaben unterwerfen musste. Seine Forschungsinteressen waren ausschließlich von ihm selbst bestimmt.

„Anders als die meisten Forschungsreisenden vor ihm ist der dreißigjährige Berliner in der glücklichen Position eines un-

abhängigen Wissenschaftlers, der im Dienst keines Staates und keiner Institution steht und der auch in seinen Publikationen keinerlei kommerzielle Rücksicht nehmen muß, da er seine Projekte privat finanzieren kann.“³

Die Ziele seiner Reisen waren allerdings von der politischen Großwetterlage abhängig. Die Kriege Napoleons schränkten die Möglichkeiten des Reisens stark ein, doch ein Pass des spanischen Königs erlaubte es ihm schließlich, sich in den spanischen Besitzungen Amerikas frei zu bewegen. Das schloss allerdings Brasilien aus, das damals von den Portugiesen beherrscht wurde.⁴

Nach der Rückkehr von seinen Reisen begann Humboldt damit, die Ergebnisse seiner Forschungen in aufwändig gestalteten wissenschaftlichen Abhandlungen zu publizieren. Vor allem für die Illustrationen scheute er keine Kosten und Mühen, beauftragte die besten Zeichner und Kupferstecher, die er finden konnte.⁵

„Zur Bearbeitung der Berge gesammelter Materialien, der Datenflut von Messungen und statistischen Erhebungen und der Fülle von Skizzen zog Humboldt Wissenschaftler vieler Spezialdisziplinen heran, Maler, Zeichner, Kupferstecher. Es entstand unter seiner Federführung ein wissenschaftliches Gemeinschaftswerk, wie es die Welt bis dahin nicht kannte, und das kostbarste, das je von einem Privatmann herausgegeben wurde.“⁶

Von dem ererbten Geld musste er aber auch seinen Lebensunterhalt und die Kosten für seine weiteren Reisen innerhalb Europas finanzieren. Und so kam der Tag, an dem er beim Preußischen König die angebotene Stelle als Kammerherr antreten musste, da er mit seinem Privatvermögen am Ende war. Nach seinem Tod stellte sich heraus, dass er bei seinem

¹ Die Anregung zu diesem Vortrag kam ursprünglich von der Ethnologischen Gesellschaft Hannover, die zusammen mit der Naturhistorischen Gesellschaft von Oktober 2019 bis April 2020 die Vortragsreihe „In Humboldts Schatten“ im Niedersächsischen Landesmuseum Hannover durchgeführt hatte. Ich danke Frau Corinna Raddatz und Herrn Claus Deimel für die Einladung nach Hannover.

Eine veränderte Version des Vortrags sollte ursprünglich am 30. März 2020 in der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte gehalten werden, musste wegen der Corona-Pandemie jedoch auf den 25. Oktober 2021 verschoben werden.

² Zu den wissenschaftlichen Ergebnissen der Reisen von James Cook siehe den hervorragenden Katalog der Kunst- und Ausstellungshalle Bonn (Kaeppler et al. 2009).

³ Lubrich und Ette 2004: 407.

⁴ Einen umfassenden Überblick über Humboldts Reisen in Amerika hat Paul Kanut Schäfer 1989 auf der Grundlage von dessen unveröffentlichten Reisetagebüchern zusammengestellt.

⁵ Siehe beispielhaft Humboldts *Ansichten der Cordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas* mit 69 überwiegend farbigen Bildtafeln (erste deutsche Ausgabe 2004). Nach Schäfer (1989: 19–21) hat Humboldt ein Vermögen von etwa 90.000 Talern geerbt. Für seine Amerika-Reise hat er 33.500 Taler ausgegeben. Der Druck seiner Reiseergebnisse in 34 Bänden mit 1.434 Kupfertafeln hat ihn 208.000 Taler gekostet.

⁶ Schäfer 1989: 21.

Hundertvierzig Jahre Archäologie in Bosnien und Herzegowina (1880–2020)

BLAGOJE GOVEDARICA, BERLIN

1. Einführung

Im Jahr 2020 feierte die Archäologie Bosnien und Herzegowina 140 Jahre ihrer ununterbrochenen und fruchtbaren Existenz. Eine so lange und beständige Entwicklung einer Wissenschaft ist eine bemerkenswerte Leistung, sowohl im europäischen als auch im globalen Rahmen. Im Balkanraum, der in diesem Zeitrahmen eine besonders turbulente Geschichte durchlebt hat, grenzt das fast an ein Wunder, denn die meisten Länder dieses Gebietes existierten nicht einmal annähernd so lange als souveräne Staaten. Bosnien und Herzegowina selbst musste allein in diesen 140 Jahren die gewaltigen Umwandlungen ihres politischen Status, ihres Territoriums und ihres Namens mehrfach ertragen. Obwohl die archäologischen Aktivitäten hier, im Vergleich mit anderen Teilen Europas, relativ spät zustande kamen, gehört die Archäologie zu den ersten wissenschaftlichen Disziplinen, die in diesem bis dahin feudalistisch-landwirtschaftlich geprägten Land etabliert wurden. Der enorme Reichtum an vorher weitgehend unbekanntem Altertümern zog viele Gelehrte ins Land und sie wurden so schnell europaweit bekannt. Das regte die Entwicklung weiterer verwandter Disziplinen, wie Anthropologie, Biologie, Geschichte und Volkskunde an, Fachrichtungen, die in Bosnien und Herzegowina ebenso wie Archäologie bis heute einen hohen wissenschaftlichen Standard beibehalten haben.

Die Bedeutung der Archäologie für die Bewahrung des inländischen Kulturerbes und der Integration des Landes in die europäische Kulturgemeinschaft wurde von Anfang an hochgeschätzt, weswegen auch die besondere Pflege dieser Wissenschaft zustande kam. Für den 140. Geburtstag der bosnisch-herzegowinischen Archäologie waren zahlreiche festliche Veranstaltungen im ganzen Land, einschließlich thematischer Ausstellungen und Vorträge in regionalen Museen sowie ein internationales wissenschaftliches Kolloquium geplant. Leider konnte wegen des durch die Corona-Pandemie erzwungenen „Lockdown“ des Landes keine dieser Festlichkeiten realisiert werden. Die Grundlage des vorliegenden Textes war ein Online-Vortrag, der anlässlich dieses Jubiläums im Rah-

men der ordentlichen Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte am 26.04.2021 gehaltenen wurde.

2. Initiale Entdeckung

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, genau gesagt im Jahr 1880, kam es zu einer bedeutenden Entdeckung, die die Entwicklung der Archäologie in Bosnien und Herzegowina maßgeblich bestimmte. Dies geschah völlig zufällig und auf eine Weise, die sich in der Archäologie oft wiederholt: Die interessantesten archäologischen Funde werden nicht von Archäologen, sondern von Bauern und anderen glücklichen Laien auf Feldern und unterschiedlichen Baustellen entdeckt. Während des Baus der strategisch wichtigen Straße Sarajevo – Rogatica – Višegrad gruben österreichisch-ungarische Soldaten einen großen Steinhügel im Glasinac-Feld aus, in dessen Mitte sich ein Grab mit Funden von großem künstlerischen und kulturhistorischen Wert befand. Der wertvollste Fund war sicherlich ein vierrädriger Kultwagen aus Bronze, auf dem ein vogelförmiges Gefäß mit einem Deckel in Form eines weiteren kleineren Vogels stand (Abb. 1). Es wird angenommen, dass dieser sehr schön ausgeführte und künstlerisch harmonisch geformte Vogelwagen zu den besonderen Objekten gehört, die in verschiedenen Kultritualen während der entwickelten Bronzezeit und zu Beginn der Eisenzeit verwendet wurden.¹



Abb. 1. Vogelwagen von Glasinac (8. Jh. v. Chr.; L 18,5 cm)

¹ Govedarica 2020, 45 ff.

Sesshaft – und wie geht es weiter? Ortswechsel und Ortskonstanz im Becken von Sykourio, Thessalien

AGATHE REINGRUBER, BERLIN

Eine Konstante in der prähistorischen Archäologie ist die Unterteilung von Gemeinschaften in solche vor der Sesshaftwerdung und solche, die sesshaft lebten. Der Übergang von (weitestgehend) ortsunabhängigen jagenden, fischenden und sammelnden Gruppen zu ortsgebundenen bäuerlich lebenden Gemeinschaften ist in verschiedenen Regionen zu unterschiedlichen Zeiten vollzogen worden: im Vorderen Orient im 10. Jahrtausend v. Chr., in der Ägäis im 7. Jahrtausend und in Mittel-Europa im 6. Jahrtausend v. Chr.¹ Es sind aber auch Fälle sowohl im Bereich des Fruchtbaren Halbmondes als auch in Südost-Europa bekannt, in denen epipaläolithische bzw. mesolithische Verbände bereits sesshaft waren.²

Mit der Sesshaftwerdung ist die Mobilität des *Homo sapiens sapiens* keineswegs eingeschränkt, sondern eher die Abhängigkeit von wandernden Herden als Fleischlieferanten oder von saisonalen Pflanzenprodukten erheblich reduziert worden. Auch der Umzug im Falle von zu kalten/zu warmen Jahreszeiten war aufgrund fest gebauter Holz-Lehm-Konstruktionen mit integrierten Feuerstellen nicht mehr zwingend nötig. Dank des neuen Wirtschaftssystems mit Tierhaltung und Pflanzenanbau und architektonischer Innovationen mit optimierter Bauweise war es nicht mehr erforderlich und auch nicht mehr möglich, dass eine gesamte Gruppe auf der Suche nach neuen Ressourcen wegzog: es reichte, wenn einzelne Personen gezielte Streifzüge unternahmen. Somit könnten diese, womöglich auch als „Kommunikatoren“ agierende Prospektoren, den Austausch mit benachbarten und sogar weiter entfernt lebenden Familienverbänden aufrechterhalten und Netzwerke gepflegt haben. Letztere dienten ganz unterschiedlichen Zwecken, nicht zuletzt der genetischen Durchmischung, indem junge Menschen exogam heirateten.

Dennoch gaben wiederholt ganze Gemeinschaften ihre Siedlungsplätze auf, um andernorts neue Siedlungen zu gründen. Meistens wird dieses Verhalten durch die ausgelaugten Böden erklärt, so dass gezielt nach

neuen Flächen für den Pflanzenanbau gesucht werden musste.³ Rezente Untersuchungen im Nordosten Thessaliens weisen auch auf andere Gründe hin: Einerseits fanden derartige Umzüge nicht in allen Perioden gleichermaßen statt; andererseits betrug sie manchmal nur wenige Hundert, mitunter aber auch mehrere Tausend Meter. Um die Art dieser lokalen (und nicht saisonalen) Mobilität und ihre Auslöser besser zu verstehen, müssen diachrone Untersuchungen anhand von sehr engmaschigen intensiven und systematischen Oberflächenbegehungen geleistet werden. Speziell geschlossene, geographisch gut definierte Gebiete wie z. B. Beckenlandschaften sind hierfür sehr geeignet, da sie – ähnlich wie Inseln – zwar nicht von Wasser, aber von Bergen umgeben sind. Eine derartige komplexe Beckenlandschaft wird von den südlichen Hängen des Olymp, den westlichen des Ossa und von niedrigeren Hügeln zur thessalischen Tiefebene hin abgegrenzt (Abb. 1). Komplex ist die Landschaft deswegen, da hier in geologischen Zeiträumen gleich zwei Becken mit jeweils zwei Unterbecken geformt wurden, in denen sich nachweislich prähistorische Gemeinschaften aufhielten.

Zwischen 2017 und 2019 fanden im Rahmen eines Kooperationsprojektes mit dem Antikendienst Larissa in Thessalien, systematische und intensive Begehungen in den Becken von Sykourio und Elaitea statt.⁴ Thessalien ist allgemein bekannt für seine zahlreichen Siedlungshügel (*Magulen*) aus dem Neolithikum, die seit 120 Jahren erforscht werden (z. B. Sesklo, Dimini oder Argissa Magula) – weitestgehend unerkannt blieben dabei kurzlebige, flache Siedlungen. Im Laufe des Surveys ist es uns gelungen, einige dieser Flachsiedlungen zu entdecken und archäologisch sowie geophysikalisch zu prospektieren. Dank dieses interdisziplinären Ansatzes konnten wir neue Einblicke in Siedlungsstrukturen aus der Zeit zwischen ca. 6300 und 3300 v. Chr. gewinnen.

Im südlichen Teil des südlichen Beckens hatte bereits D. Theocharis in den 1960er Jahren erste extensive Prospektionen durchgeführt,⁵ die wir durch

¹ Reingruber und Thissen 2017.

² Schmidt 2007 (Göbekli Tepe); Borić 2016 (Lepenski Vir).

³ Allerdings ist in stark bewaldeten Gebieten die Vorbereitung einer neuen Ackerfläche trotz Brandrodung oder assartierter Wälder sehr mühsam und wird nicht die erste Option gewesen sein.

⁴ An dieser Stelle möchte ich meinem Kooperationspartner Dr. Giorgos Toufexis und der Direktorin des Antikendienstes in Larissa, Dr. Stavroula Sdrolia, sehr für ihre Unterstützung danken.

⁵ Theocharis 1962.

“Dry paddle – empty pot”: Meaning-making ocean in a *Sama* community

CHARLOTTE SCHENK, BERLIN

Abstract

The article deals with processes of maritime meaning-making. Grasping the ocean as a socio-cultural sphere and closely following the everyday life of a Sama community, practices and implicit meanings are approached in their entangling. Daily activities to make a living, material transformations concerning concrete houses and money, the strong emphasis on togetherness and the role of hoping (mudah-mudahan) as a guiding motive are addressed.

Introduction

The article is based on a three-month ethnographic field research conducted in 2019, aiming at understanding processes of maritime meaning-making by the example of a *Sama* community. *Sama* is the emic term for an ethnic group and their language who by outsiders and in the literature are mainly referred to as *Bajau*, *Bajau Laut*, *Bajau Dilaut*, *Sama-Bajau* or *Bajo*, depending on the region and the author. They are believed to have originated from the Sulu Archipelago in the Philippines and today live in Eastern Borneo, Sulawesi and Eastern Indonesia. Together with the *Orang Laut/Orang Suku Laut* (‘sea people’ or ‘sea tribe people’) and the *Moken/Moklen*, they are one out of three Southeast Asian ethnic groups that have been described as ‘sea nomadic’ or ‘boat dwelling’ (see Sather 1997, Chou 2010). Even though *Sama* nowadays do not predominantly live on boats (anymore), nonetheless, many still live a life that is essentially set within and largely depends upon the ocean. Therefore, *Sama* are particularly knowledgeable people concerning processes of maritime meaning-making.

The ocean as a socio-cultural sphere

Although maritime societies have long been subject to anthropology, maritime anthropology as a sub-discipline only evolved in the 1970s. In the 1975’s collected edition “Maritime Adaptation in the Pacific” (Casteel & Quimby, eds.) the different contributors look at the adaptation of maritime societies to their physical environments with ethnographic, historical and archaeological approaches. The ocean here is conceived as a mere physical or ecological space that contains fish as

a resource. Although the contributors address technological, social and cultural change and, to a lesser degree, risk, the experiences that people make and the meanings the ocean has for them are not addressed. This goes along with the reasoning of the editors who argue in their introduction that “just as urban anthropology is a contemporary subject so is maritime anthropology” because of “the rapidly increasing interest and concern on the part of many different nations and scholarly specialties in the resources and potential uses of the world’s oceans and seas” (Casteel & Quimby 1975: 4). Similarly, the volume “Those who Live From the Sea. A Study in Maritime Anthropology” (Smith, ed. 1977) looks, as the title suggests, at the ocean as an economic zone, which people *take from*. While in the former collection ecologic regions, species and equipment are at the centre of discussion in the context of adaptation and resource management, this collection sets focus on technological and consequent economic and social changes. However, here too, intimate insights into people’s lives and their experiences with and evaluations of these changes are hardly touched upon, and the ocean remains nothing more than a “new frontier” (Smith 1977: 2).

Another focus in maritime anthropology, which has become especially prominent in the last two decades is one on environmental degradation and maritime conservation that takes multiple epistemological approaches and ontologies into account. E.g., in the context of marine conservation, Lauer & Aswani, who researched among fishers in the Solomon Islands, argue:

“The study of situated practices demands that we devise a variety of methodologies and multiple theoretical frameworks to more fully explore, comprehend, and appreciate indigenous people’s lives and perspectives in a rapidly changing world” (2009: 327).

With the increase in international marine protection programmes as a starting point, Clifton & Majors (2012) argue similarly that the respective socio-cultural contexts, the conceptions of nature and environment and the relative power of the parties involved need to be considered in order to make conservation measures locally successful. Here, however, it becomes quite clear that such approaches (see also Rubow 2016), despite their intentions to take socio-cultural contexts and multiple understandings of ‘the environ-